

Nun, nicht unbedingt.

Kleine Berichtigung. Man *musste* nicht alles in Kauf nehmen, weder den Gestank noch die Menschen, weder die verlotterte kleine Wohnung im Greenwich Village noch den notgeilen Metzgersohn oder die hübsche dauerbetrunkene Mitbewohnerin, die gelegentlich einen Wochenendkunden bediente, um ihren Körper und ihr Givenchy nutzbringend einzusetzen. Nicht, wenn man Vivian Schuyler hieß und es gewohnt war, in der Park Avenue oder in East Hampton oder zuletzt im Bryn Mawr College, Pennsylvania, zu residieren. Ganz im Gegenteil. Mit einer solchen Entscheidung erntete man bestenfalls Entsetzen, wenn nicht gar Schmach. Man stelle sich die Schuylers nur einmal vor: um elf Uhr morgens in trauter Einheit um den Frühstückstisch versammelt, im Genuss von

gekochten Eiern und Bloody Marys, während die Sommersonne wie flüssiger Honig durch die Fenster strömt und ein uniformiertes Hausmädchen eine frische Ladung Toast hereinträgt, um den Alkohol aufzusaugen.

Mutter (liebepoll): Du hast doch nicht ernsthaft vor, diese ordinäre Stelle bei der Zeitung anzutreten, oder?

Ich: Doch, Mum. Genau das habe ich vor.

Paps (herzlich): Nur dahergelaufene Weibsbilder gehen arbeiten, Vivian.

Folglich war ich selbst schuld daran, dass ich in diesem pissestinkenden Postamt in der 10th Street stand und meine elegante Schuyler-Nase zwischen den Schulterblättern des Kittelträgers vor mir vergrub. Ich konnte nun mal nicht anders. Ich konnte mich unmöglich auf meinem ansehnlichen Familienerbe ausruhen und dieses unverdiente Schuyler-

Privileg auch noch mit voller Genugtuung genießen.

Zumal meine Genugtuung mit jeder Sekunde schwand, denn die Zeiger der Uhr näherten sich unbarmherzig dem postalischen Feierabend. Die Beamten zeigten keinerlei Eile, die Warteschlange keinerlei Fortschritt. Die Ersten traten ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Der Mann hinter mir zündete sich fluchend eine Zigarette an. Irgendwo erklang ein theatralischer Seufzer. Ich vergrub meine Nase noch tiefer in dem olfaktorischen Elysium des OP-Kittels vor mir, denn der gute Mann roch wenigstens nach Desinfektionsmittel statt nach Urin. Außerdem war Blond eindeutig meine Lieblingsfarbe.

Ein Kunde verließ den Schalter. Ein anderer stürzte sich auf den freien Beamten. Alle übrigen traten synchron einen Schritt vor.

Ausgenommen der Herr im OP-Kittel. Seine braunen Lederschuhe waren anscheinend mit dem Boden verwachsen. Unglücklicherweise bemerkte ich das erst, nachdem ich einen Schritt vorgetreten war und ihn unsanft auf den schmutzigen Linoleumboden befördert hatte.

»Oh Gott, tut mir furchtbar leid«, sagte ich mit ausgestreckter Hand. Er blickte verwirrt zu mir auf und blinzelte wie mein Hund Quincy aus Kindheitstagen, wenn er nach dem Frühstück brutal aus seinem Schönheitsschlaf gerissen wurde. »Ach du meine Güte. Sind Sie im Stehen eingeschlafen?«

Er ignorierte meine ausgestreckte Hand und rappelte sich mühsam auf. »Scheint so.«

»Tut mir leid. Geht es Ihnen gut?«

»Ja, danke.« Das war alles. Er drehte sich wieder um und starrte geradeaus.

Normalerweise hätte ich es dabei bewenden lassen, aber der junge Mann war einfach zum Anbeißen attraktiv, geradezu absurd attraktiv, sozusagen Paul-Newman-attraktiv, mit himmelblauen Augen und sonnenblondem Haar. Außerdem war das hier New York, die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten, man musste sie nur zu nutzen wissen. »Sie sind bestimmt Hilfsarzt oder Assistenzarzt oder wie man das nennt. Saint Vincent's? Ich habe gehört, die armen Teufel müssen manchmal drei Tage lang durcharbeiten. Geht es Ihnen wirklich gut?«

»Ja.« Ziemlich wortkarg. Aber sein süßer sonniger Nacken wurde mit einem Mal knallrot.

»Oder sind Sie Narkoleptiker?«, fragte ich. »Ist gar kein Problem. Sie können es ruhig zugeben. Ein Cousin zweiten Grades, Richard,